

(Nachdruck verboten.)

11]

Daniel Junt.

Roman von Hermann Stegemann.

„Morgen fahr' ich nach La Motte,“ sagte Daniel am Samstagabend zu Nanette.

„Und wann kommt Ihr von da heim, Daniel?“ fragte sie.

Einen Augenblick zauderte er mit der Antwort. Er hatte noch kein Wort verlauten lassen von Ziel und Zweck der Fahrt. Auch mit seiner Frau hatte er nie von seinen Plänen gesprochen. Das war seine Sache ganz allein. Aber jetzt lag ihm eine Erklärung auf der Zunge. Doch er zwang sie zurück, schämte sich der Schwäche und erwiderte:

„Wenn's nachtet.“

Das Kettele fragte nicht weiter.

Da hat Florence, die aufmerksam zugehört hatte:

„Nimm mich mit, Batterle.“

Und als er dem Kind in die Augen sah, kam's wie ein abergläubischer Zwang über ihn. Vielleicht brachte ihm das Maidle Glück.

„Reinetwegen.“

Mit starken Armen stieß Daniel am Sonntagmorgen den Schlitten auf den Hof hinaus. Ein Huhn, das sich auf die Heubühne verirrt hatte, flatterte und schrie über ihm im Sparrenwerk, als er das Tor schloß. Plötzlich flog es schwerfällig aus einer Luke im Dach auf den Hof herab, stäubte mit den roten Flügeln den gefrorenen Schnee auf und flüchtete vor der Peitsche Daniels auf die Straße hinaus und auf die Hauschwelle. Hier blieb es stehen und gluckste triumphierend.

„Nichts anders, als wär einem das rote Feuer von der Bühne gefallen,“ murmelte Daniel und schirrte den Zoli an.

Die Sonne trat klar aus den Morgendünsten und überstrahlte die weißen Berge, da klingelte der Schlitten talab. Neben dem Daniel hockte Floslo, die Hände in einem mächtigen Muff, eine gestrickte, rote Kappe über die Ohren gezogen und die Augen voll glänzender Freude. An der großen Kehre, wo die Straße am Absturz hinlief, begegnete ihnen der Postschlitten, der mit schwindenden Säulen zu Berg kroch.

„Se, Herr Junt!“

Der Postillon kramte in der Ledertasche, und als Daniel langsamer fuhr, warf er dem Kind zwei Briefe in den Schoß.

Der Zoli kannte den Weg und trabte ohne Zügel. Daniel streifte die Fausthandschuhe ab und griff nach der Brieffschaft. Einer trug die Aufschrift der Feuerassekuranz. Er riß ihn auf. Grosjean schrieb ihm, daß er die Repräsentanz für das obere Elsaß niederlege und als Generalagent nach Altkirch überfiedele. Es war ein offizielles Schreiben, von Grosjean nur die Unterschrift und darunter stand von seiner Hand:

„Das übrige werden Sie von der Direktion erfahren.“

„Da, Flo, halt das Leitseil,“ sagte Daniel und drückte ihm die Zügel in die Hände. „Aber zupf nicht, er bleibt schon im Weg.“

Dann schlug Daniel die schwarzgeränderte Todesanzeige auseinander, auf die ihn Grosjean hingewiesen hatte.

Und er zuckte mit dem ganzen Oberleib, als er den Namen las, ein Schwall roten Blutes stieg ihm plötzlich vom Herzen auf.

„Berthele Witwe!“

„Madame Berthe Alleman, geb. Grosjean“, stand an der Spitze der Leidtragenden. Charles Alleman war nach kurzer Krankheit gestorben.

Floslo hielt das Leitseil krampfhaft fest. Sicher nahm der Zoli die Kehren, und schon tauchte der Schlitten in die Wälder, spann die Sonne sich ein, kamen die Täler näher. Unter den Kufen sang der Schnee, hell klangen die Schellen am roten Kummel.

Daniel starrte über den Gaul ins Leere. Das Berthele war Witwe geworden, noch ehe sein Hochzeitstag sich gefährt hatte. Er sah den alten Grosjean noch vor sich, unten am Gemeindehaus, wie er erzählte, daß seine Tochter heirate und sein Sohn emigriere. Alleman war Generalagent des Goldadlers im Sundgau gewesen, nun trat der Schwieger-

vater an seine Stelle. Es war ein Verzicht und eine Liebestat für das Berthele, das dann in Altkirch bei dem Vater haufen konnte.

Die Grosjean stammten aus dem Sundgau und kehrten nun dorthin zurück. Daniel sah Madame Berthe vor sich, aber als siebzehnjähriges Mädchen, mit seinen zarten Farben, den blonden, zitternden Locken an den kleinen Ohren und den goldbraunen Augen, die ihn so oft angelacht hatten. Arme, kleine Berthe! Und wieder wurde ihm heiß ums Herz, er hatte Berthe gefannt und wachsen sehen, als sie mit ihrer brustkranken Mutter Jahr für Jahr auf den Berg kam. Vor vier Jahren war sie zum letztenmal oben gewesen. Im Herbst darauf starb Madame Grosjean, und Mamsell Berthe kam nicht mehr wieder.

„Batterle!“

Er fuhr aus seinen Gedanken, und Floslo sprach mit kläglichem Stimm:

„Batterle, meine Händ' sind ganz gestiff, nimm Du's Leitseil.“

„Gib!“

Er nahm ihr die Zügel aus den rotangeläusen Fingern und fuhr plötzlich fort:

„Kennst Du d' Mamsell Berthe noch, Floslo, wo als im Sommer auf dem Berg war und Dich immer umeinandertragen hat?“

Floslo schüttelte den Kopf.

„Wo Du einem noch auf dem Schoß herumgerutscht bist? Eine Mamsell in weißen Kleidern, mit Bändern in den Haaren und blonden Locken? Und gesungen hat sie auf deutsch und französisch und Piano gespielt, und einmal hat sie Dich heimgeholt bei dem großen Wetter, wo Du patzschnaß unter dem Kindlestein gehockt bist.“

„Wo's so geblitzt hat, und die alte Bläß über den Hag und den Schlatten hinabgerannt und totgefallen ist?“

„Stimmt!“

„Ach, ja, Fräulein Berthe,“ murmelte das Kind und nickte. Und nach einer Pause:

„Kommt sie wieder, Batterle?“

Er war einen Augenblick betroffen, dann fragte er mit leiser Stimme:

„Wär's Dir denn recht, wenn sie käm, für immer am End?“

Bestig schüttelte sie den Kopf:

„Rein, für immer nicht!“

Da fuhr Daniel Junt mit einem Peitschenknall in Floslos kindliche Rede, daß der Zoli einen wilden Satz tat, und das Echo durch die Berge lief.

Florence stieß einen kleinen Schrei aus und suchte vom Sitz unter das Deckleder. Als sie wieder in die Höhe tauchte, hielt sie den Muff in der Hand.

„Lug, Batterle, der Mama ihr Schlupfer. Er ist unter Deinen Füßen gelegen.“

Und schnell schob sie die blaugefrorenen Finger wieder in den Altspeß.

Daniel antwortete nicht. Straff hielt er die Zügel und hegte den Gaul, daß der Schlitten in wilder Fahrt bergab schoß. Jetzt bogen sie in den Karrenweg ein, von den Bäumen fiel händevoll der weiche Schnee, ein feiner grauer Duft hing über den Tälern, und von Sachimette und La Motte herüber klangen die Glocken.

Als sie eine halbe Stunde später in La Motte ankamen, stampften die Weiber gerade an den Haustüren die Stollen von den Schuhen und schüttelten die von den Kirchbänken zerknitterten Röcke. Der Schulmeister sah den Schlitten, er hatte ein Tuch über die Ohren gezogen und ging nun aus der Sakristei geradeswegs ins Gemeindehaus. Daniel sah noch, wie er den Maire auf der Schwelle einholte und ihm erzählte, daß der Bergwirt da sei. Ja, er war da. Das war sein Recht, und seit einer Stunde lag ihm noch mehr daran. Ums Berreden hätte er jetzt nicht nachgegeben, die Gemeind mußte bauen, ein neues Leben sollte anheben auf dem Berg, und wenn sie nicht baute, dann zwang er sie, wie es vorbedacht war. Jetzt erst recht.

Als er Floslo vom Schlitten hob, sagte das Kind, während es nach dem kleinen Gottesacker hinüberzeigte, der weiß im weißen Feld begraben lag:

„Der Stein und alles ist weiß, wo's Mütterle darunter schläft.“

Daniel reckte die Arme, daß er das schlanke Maidle schwebend hielt, hielt es, so hoch er konnte, und seine Stimme klang klar und fest:

„Sie schläft, und wir, der Léon und Du und ich, wir sind noch im Leben!“

Dann stellte er das Kind in den Schnee und führte es zu seinem Vetter Antoine in die Stube. Hier blieb es, bis sie heimfuhren.

Drei Stunden saß der Gemeinderat über der Sache, dann fiel Daniels Besuch mit allen gegen zwei Stimmen.

So lange der Antrag strittig war, hatte er die Worte nicht gespart, jetzt nahm er den Entscheid ohne Zuden und Widerspruch hin, aber eine senkrechte Falte schnitt in seine Stirn, seine Zähne bissen hart aufeinander, und in den Fingern pochte ihm das Blut, als säße ein Eiterwurm unter jedem Nagel.

Er ging in den großen Stall, wo er sein Sommervieh eingestellt hatte. Der Seppel berichtete ihm vom Wohlergehen jeder Kuh.

„Im März, am ersten linden Tag treibst Du auf den Berg,“ sagte der Wirt, und der Knecht horchte erstaunt auf den stählernen Klang in der Stimme des Wortfargen.

Die Luft ging feucht, als der Schlitten wieder bergan kamm. Am Maul des Joli hing flockiger Rauhreif, und wenn er schnaubte, stieg eine silberne Wolke auf. Das Kind schwakte. Sie hatten ihm warmen Zuderwein zu trinken gegeben, der plauderte aus ihm.

„Ist das wahr, Vatterle, daß ich nicht Dein rechtes Kind bin?“ fragte es auf einmal.

Daniel hatte noch kein Wort gesprochen, doch als es die Frage wiederholte, sprach er rauh:

„Wer sagt solch verrücktes Zeug?“

„Dem Vetter sein Jakoble, und der hat's vom Maire seinem Frit.“

„Galgenbrut, alle zwei. Du bist unser Kind.“

„Und keins von Zigeunern und Kesselschlägermannen?“

„Nein!“ und aufbrausend schrie er: „Saderlott, jetzt halt's Maul!“

Floflo schwieg. Schweigend fuhren sie bergan. Zuweilen stieg Daniel ab, um dem Gaul die Fracht zu erleichtern. Die Dünste blieben hinter ihnen, klar spannte sich der Himmel über die Höhen, eine rosafarbene Blut lief von der sinkenden Sonne an den Gipfeln hin und rötete den Schnee. Als sie auf die Pashöhe kamen, brannte die Himmelsglut nieder wie ein Fastnachtfeuer. Zudende Lichter spielten in den Fenstern des Bergwirthshauses. Ein Hühnervogel strich mit pfeifendem Jagdruf über das Gehöft und zog seine Kreise in dem grün verblaffenden Abendrot.

Der goldene Adler fliegt ab, schoß es Daniel durch den Kopf, und mit der Faust drohte er ihm nach. Er hätte die alte Jagdflinte, die über seinem Schreibtische hing, zur Hand haben mögen. Das war alles, was er verriet. Kein Wort fiel von seinen Lippen, er ging seinem Tagwerke nach, und nur das Netzele merkte, daß er an etwas würgte.

Nach Wochen drang dann die Kunde von der Gemeinderatsitzung auch zu ihr.

„Das verwindet er nicht,“ sagte sie zur Katherine, aber es ging ihr nicht so nah, wie die Erzählung, die Floflo von der Fahrt heimgebracht hatte: daß Daniel Junt ihr von Mamsell Berthe, ja so, von Madame Berthe gesprochen, und daß die Buben in La Motte dem Kind die arge Frage von seiner Geburt ins Ohr gesetzt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Nordlandsfahrer.

Von Dorothea Goebel.

„Du bist Orplid mein Land,

Das ferne leuchtet.“

Die hübsche blonde Stettinerin stand an der Spitze des Schiffes und sang es mit heller Stimme in den Wind hinaus.

Hier, hinter Arcona, wo keine Küste seine Nacht mehr brach, pffiff er mit vollen Waden über die freie See. Hochauf bäumten sich ihre Wellen und überstürzten den weißen Gischt. Sie kamen von der dänischen Seite, nahmen den kleinen schwedischen Dampfer auf ihren Rücken und warfen ihn hin und her.

Das Leben an Bord bringt rasch zusammen; man war erst seit zwei Stunden unterwegs, und doch tat die ganze Schiffsgesellschaft schon bekannt und lachte und plauderte durcheinander.

„Wie lange fahren wir noch bis Trelleborg? So an zwei Stunden . . .“

„Oh, noch so lange, und der Wind bläst immer mehr.“

„Das is gerade wat scheenet.“

„Wie is es denn bloß mit die Sprache da oben?“ fragt eine dicke, elegante Dame, Typus: reiche Schlächterfrau. „Wird man denn da in Dänemark mit die Sprache fertig?“

Es lief ein Richern über das Vorderdeck. Jrgend jemand sagte: „Da spricht ja jeder zweite Mensch richtig deutsch.“

„Man trifft aber immer bloß 'n ersten.“

Das Richern erhob sich zum Lachen, brach aber jäh ab.

Ein mächtiger Windstoß warf das Schiff fast auf die Seite, man schwankte und stieß aneinander, die Damen schrien auf.

Die Männer lachten: „Das bißchen Wind.“ Aber allmählich wurde das Deck doch leerer. Es verlor sich einer nach dem andern, dafür tauchten die Schiffsjungen auf. Furchtbar geschäftig liefen sie hin und her, alle mit Eimern und Wischtuch bewaffnet.

Mar, der einen Blick in die Kajüte getan, kam zurück und zitierte lachend: „Da unten aber ist's fürchterlich.“

Nur die Elegante und zwei, drei Herren hielten sich noch oben und plauderten. Thema: Wohin? Die Elegante wollte nach Kopenhagen, das sei jetzt so Mode und so berühmt, und das Essen da wäre auch sehr gut, besonders die Krabben.

Der schlanke junge Mann mit dem Künstlerhut lächelte, er wollte auch nach Kopenhagen, aber nicht der Krabben wegen.

„Ich freue mir am meisten auf das schwedische Frühstück,“ sagte die elegante Dame. Das war zum mindesten optimistisch in einem Moment, wo drei Viertel der Besatzung eben dabei war, das deutsche Mittagessen an Neptuns Altar zu opfern. Der Optimismus rächte sich denn auch. Keine zehn Minuten später retirierte sie in die Kajüte. Die Schiffsjungen bekamen neue Arbeit.

Es fing überhaupt an, ungemütlich zu werden. Die graue Wetterwolke, die die dänischen Inseln bisher den Blicken entzogen hatte, löste sich in Wohlgefallen auf. Das heißt: es goß.

Eine unendlich graue Oede breitete sich über die graue See. Der Sturm wuchs.

Aus der Kajüte klangen Jammerlaute.

„Ich sterbe, Oskar, ich sterbe!“

„Uh Gott, uh Gott, uh Gott, das wird ja immer schlimmer, wir kippen um.“

„Aber das Schiff ist gut,“ sagte jemand in einem Ton, der sachverständig sein sollte. „Unbeirrt geht es seinen Weg fort.“

„Was soll's 'n sonst machen?“ fragt eine andere Stimme, und ihr Spott verrät, daß sie wirklich sachverständig ist.

„Ich sterbe, Oskar, ich sterbe!“

Aber es stirbt niemand. Wohlbehalten fährt das Schiff in den Hafen von Trelleborg, und eine halbe Stunde später sitzen wir in den breiten, behaglichen, schwedischen Eisenbahnwagen und rollen per Schnellzug auf Malmö zu.

Die ganze Schiffsgesellschaft ist wieder beisammen; sehr fidel und oben auf. Die kleinen Reiseflaschen mit Aquavit und schwedischem Punsch, die man auf dem Schiff hat füllen lassen, machen die Runde. Man amüsiert sich mit Erinnerungen. Jetzt, wo die Fahrt vorüber, war's hübsch, daß man dabei war, „und es war doch 'n dolles Stück.“

„Das Schiff lag ja so,“ zeigt eine Dame. (Das heißt, es trieb mindestens mit dem Kiel nach oben!) Aber durchnäht, durchstoren und halb verhungert sind wir alle, und es ist eine wahre Wohlthat, endlich in Malmö im Hotel zu sitzen, in dem hübschen hellen Speisesaal, wo die elektrischen Birnen flimmern, und auf allen Tischen hochstielige Kelten in schöngeschliffenen Gläsern stehen.

Mar will sich zunächst einmal auswärmen, er bestellt eine Tasse Bouillon mit Ei. Ich esse schwedisch. Wozu sitzt man in Schweden? Also eine Segs! Der Kellner wirft mir einen Blick zu, einen Blick, na, ich weiß im Moment nicht, wie ihn deuten.

Es vergeht etwa eine halbe Stunde. Ein anderer Kellner erscheint nicht mit der Segs, oh nein, nur mit einer Frage: „Was wünschen die Herrschaften?“

„Für mich zunächst eine Tasse Bouillon und für die Dame eine Segs,“ sagt Mar.

„Om!“ Da ist wieder der Kätselblick. Eine zweite halbe Stunde vergeht, und wieder erscheint ein schwarzbefrackter Herr, aber wieder ohne Segs. Er dienert sehr höflich.

„Verzeihen Sie, die Dame wünscht eine Segs? Das ist ein Gericht für sechs Personen, das können nicht einmal zwei aufessen!“

Am andern Morgen ging es nach Kopenhagen. Eine wunder-volle Fahrt über den Sund. Tiefblau lag er im Morgenglanz, umsäumt von Schwedens grüner Küste und Seelands dunklen Buchenwäldern. Ganz in der Ferne flog Thyso de Brahes Insel Hven wie ein Silberstreifen aus der Flut.

„Kopenhagen!“ rief jemand, und alles brängte nach vorn. Deutlicher und deutlicher wuchs sie empor, die vielbesungene „Stadt am Sund“.

„Es steigen aus der Flut versunt'ner Städte Hochgieblige Häuser, altersbraun,“

rezitierte jemand. Es war der junge Mann mit dem Künstlerhut. Ein Zug von Schwärzerei lag auf seinem blassen Gesicht.

Auf dem der Eleganten lag er nicht. Sie war überhaupt nicht draußen, sie saß im Salon und laute mit vollen Beinen: Schwedisches Frühstück. Es kostete eine Krone und fünfzig Öre, und dafür kann man essen und trinken, soviel man will. Die Elegante wollte sehr viel. Rentierschinken, Krabben, Lachs, Rauchfleisch, Hummer, Röstbrot, Raviar, Aquavit, dänischer Korn, unglaublich, was alles in ihrem Magen verschwand. Jetzt säbelte sie ein neues Stück Rentierschinken herunter und legte es auf dem Teller zurecht, da schien der Jubel auf Deck doch ihre Neugier zu wecken. Sie stand auf und eilte nach dem Fenster. Als sie zurückkam, war ihr Rentierschinken fort. Das Gesicht!

„Ja, aufstehn dürfen Sie nicht,“ sagte ein Herr. „Hier giebt's nur zu essen, so lange man sitzen bleibt; wer aufsteht, muß von neuem bezahlen.“

„Na sone Frechheit!“ Sie fing an „deutsch“ zu reden, es half ihr aber nichts. Mit einer wahren Jammermiene schied sie endlich von dem Frühstückstisch. „Da sagen sie, man kann essen was man will, und ich hab mir noch nicht mal satt gegessen!“

Kopenhagen ist schön, eine feine, heitere, anmutige Stadt, wenigstens das, was der Fremde so sieht. Breite Boulevards, schöne Promenaden, prächtige Schaufenster, Schlösser, Denkmäler, Paläste, elegante Restaurants. Und neben aller modernen Pracht uralte Gassen mit uralten Häusern, Kassen, in welche niemals Licht dringt, Häuser, in deren dumpfe Mauern und niedere Höfe der frische Sündwind niemals hinkommt.

„Wie altertümlich, wie interessant!“ sagen die Fremden.

„Ach ja, sehr altertümlich und interessant. Aber ob die „Fremden“ hier wohnen möchten? Ich glaube kaum, und ich glaube auch nicht, daß gerade der Reichtum Kopenhagens in den „interessantesten alten Häusern“ wohnt. Ach nein, der zieht wohl an die „Seen“, die breit und glänzend die Stadt durchziehen, in die eleganten Häuser der Boulevards, oder nach Klampenborg. Wir sind auch nach Klampenborg gefahren, da „muß man einfach gewesen sein.“

Klampenborg, Tarbäden, Stodsborg, sie sind für Kopenhagen, was Wannsee für uns ist und Seebäder dazu. See — mit reizenden Villen und herrlichen Gärten, aber ohne Strand. Das Wasser ist verbaut, wie es in einem Berliner Vorort nicht besser oder schlimmer verbaut sein kann. Hinter den Gärten blaut der Sund in wundervoller Herrlichkeit, an seinen Ufern aber sitzt der Reichtum satt und behaglich, das „Volk“ kommt nicht heran.

„Fahren wir nach Stodsborg,“ riet Mag, „vielleicht ist da welcher.“

Wohin noch die Frage: Wie kommen wir hin?

Draußen am Wege standen zwei Herren und unterhandelten mit einer Dame. Deutsche Laute klangen an unser Ohr; also hinüber.

„Verzeihen Sie, wie kommen wir hier nach Stodsborg?“

„Da müssen Sie mit der Bahn fahren,“ sagte die Dame.

„Hat Stodsborg Strand?“

„Nein, da hat auch nur jeder Villenbesitzer seinen eigenen.“

„Was wollen Sie denn überhaupt in Stodsborg?“ Der eine Herr kratzte Mag auf die Schulter. „Mensch, dett is ja alles eene Kiste, fahren Sie nach Schlättensee, da haben Sie denselben Käse.“

Am nächsten Tage ging's nach Helsingör, den Sund hinaus.

Ein stürmischer Tag. Auf den blauen Bogen tanzte weiße Schaumspitzen, über Schweden stand die Morgensonne, ihr grelles Flimmern ließ die Küste nur in den Umrissen erkennen; auf der dänischen Seite aber lag alles klar und glitt in scharf umrissenen Bildern vorüber. Hellerup, Klampenborg, Tarbäden, Stodsborg, Ringstedt, Webbät; weiße Villen, dunkle Wälder, Fischerdörfer mit Rohrdachhäusern.

Auf dem Schiffe herrschte ein reges Leben und Treiben. Es schwirrte nur so von Reiseerinnerungen und Kritiken.

„Was, Sie waren nicht auf dem Runden Turm? Aber da muß man doch gewesen sein, das ist doch der Turm ohne Treppe, wo ein Schneegang raufgeht, und die Aussicht!“

„Tott, die is ja gar nicht so aufregend! Von de Müggelberge sieht man jenua detselbe, bloß det is noch'n bißkin scheener is.“ (Das ist der Berliner aus Klampenborg.)

„Aber ich bitte Sie, das zu vergleichen!“ Die kleine Dresdnerin ist sehr entrüstet. „Wir sind sogar auf einen Turm gestiegen, wo die Treppe außen herumführt, da müssen Sie rauf!“

„Das fällt mir ja in Traum nicht ein! Ich wer' in Kopenhagen auf die Türme steigen!“

„Ueberhaupt Kopenhagen,“ sagt eine Stimme hinter uns, „u ganz langweiliges Nest! Was hat man denn dran? Die Straßen sind ganz genau wie bei uns, und die Menschen gehen auch nicht anders angezogen.“

„Aber die Smörbrodel!“

„Na ja, de Smörbrodel!“ Das ist der Berliner wieder. „Viererelei Brot und neunzigerlei Belag, und wenn man'n Duzend jeessen hat, kriegt man erst Hunger auf'n Beestid.“

„Helsingör!“ ruft jemand. „Die Kronenburg!“

Grau und finster steigt sie empor die Wächterin des Sundes, Hamlets Schloß.

Es geht ein Rufen und Zeigen über das Schloß: „Hamlets Terrasse, da ist sie, da rechts, wo die Flagge weht!“

„Was ist das?“ fragte eine Dame neben mir.

„Hamlets Terrasse, gnädige Frau. Sie wissen doch: Hamlet, erster Akt, erste Szene: Terrasse vor dem Schloß zu Helsingör.“

„Ach so!“ . . . Sie machte Augen wie ein Schellfisch und verschwand. Auf der Mole kam sie uns noch einmal nachgelaufen: „Entschuldigen Sie, wie sagten Sie? Was ist da drüben in dem alten Haus passiert?“

Terrasse vor dem Schloß zu Helsingör, Hamlets Terrasse, wir haben lange oben gestanden und hinausgesehen auf Sund und Kattegatt.

Es ist alles nur Dichtung, es hat nie einen Hamlet gegeben, und doch, was ist es, das an dieser Stelle spricht?

Es hat nie einen Hamlet gegeben, aber drüben in Marienlyst zeigen sie sein Grab, einen hohen Steinhaufen in einem Hofgarten. Links davon klopf man Teppiche, rechts stand ein Haufen leerer Bierflaschen, an der Mauer daneben saß ein Mädchen und schälte Kartoffeln in eine alte Blechfasserolle!

Es gibt im Park noch einen Quell der Ophelia. Wir sind nicht zu ihm hinabgestiegen, wir hatten an Hamlets Grab genug.

Kleines feuilleton.

— Ein stiller Weg. Neben der Alt-Weißenseer Kirche vorbei, die Chauffee hinan, auf der ersten Höhe rechts, dann links hinein, den Weg, der nach Hohen-Schönhausen führt. Erst Gärten, dann richtige Gärtnereien mit Frucht-bäumen an den Steigen. Rot glühen noch die späten Rosen, die Kellenbeete sind gelichtet, um so bunter prahlen die dichtstehenden Georginen. Weiße Lilien und Hortensien in offenen Mistbeeten, weit über den Rand hinaus drängen und hängen ihre rosaroten Blütenkugeln. Im vorigen Herbst standen die Aepfelbäume wie angeschüttet. Der kleine rote Weihnachtsapfel ließ kaum ein Blatt ans Licht. Feuer hängen die Früchte einzeln, da und dort wie die Zuderfäden am Christbaum des Armen. Birnen mag's geben, wo der Baum auf gutem Grunde steht, in die Blüte der Nuthbäume fuhr der Frost, aber die grüngelbe Pflaume wuchert wie immer.

Rechts der letzte Baum. Hinter ihm junge Fichten und Tannen. Von den Fichten sind die meisten gestorben oder kummern mühselig, die Tannen stehen frisch, mit hellen Trieben.

Und dann die Allee, meine Allee. Ein ausgefahrener Weg. In dem Sande geht es sich wie in Mehl. Rechts und links Bäume: Geköpfte Weiden und Schwarzpappeln. Die Weiden erscheinen uralte, viele sind hohl den ganzen Stamm hinauf, von einigen ist nichts übrig geblieben als ein Ding ähnlich einer mürben Faßdaube, aber droben raschelt der grau-grüne Schopf lustig im Winde. Die Pappeln sind Wasserfresser, wie die Eichen. Der heurige Sommer hat ihnen gefallen. Und so haben sie helles Laub aufgesteckt, als wär's im Mai. Unten und oben am Stamm, zwischen den lanzettförmigen älteren Schossen die schwankenden Berten der „Mäuber“; ihre Blätter riechen wie im Frühling.

In beiden Seiten Felder. Links alles abgeräumt bis zur Chauffee. Rechts Guts-Land. Kartoffel, Kartoffel, Kartoffel. Hin und wieder an einer Staupe noch eine einzelne Blüte. Früher waren die Bauern Pächter, jetzt gibt man den Boden lieber an „Kameruner“. Die sind schneller auszutreiben, wenn ein Käufer kommt. Der Banteufel geht ganz wild herum auch da draußen. Freilich, eine „Kolonie“ ist das noch nicht. Nur bei wenigen hat es zu einer Laube gelangt. Draht zum Umzäunen seines Landes hat aber jeder aufgetrieben. Ueber einen von ihnen habe ich mich getraut. Der hat das Land um eines der trichterförmigen Wasserlöcher gemietet, die in dieser Gegend so häufig sind. Oben am Rande und die Böschung hinab grünt, wächst und reift seine Saat. Es wird sich fragen, ob er mit seinen Riesentürbissen die schmale Weißenseer Haustür hinein kann.

Mäßig steigt der Weg. Rechts haben ungeköpfte Pappeln ihre Niesennarke. Zur Linken eine Wiese, dann einige alte Föhren, hinter ihnen die Kiefern-Schonung. Ich kenne sie seit Jahren. Sie wollten lange nicht heraus aus dem Sande, die halbverhungerten Pflanzen, in diesem Sommer ist allen der Knoten ausgegangen. Schußlang die Herztriebe, und die Nadeln schimmernd wie graue Seide. Zwischen dazwischen und einige gelbgrüne Lärchen ganz oben am Saume. Früher führte ein Steig hinauf, um die Schonung herum. Jetzt zieht man da einen hohen Drahtzaun. Wenige Jahre, und gepflasterte Straßen laufen hier, an denen lärmende Fabriken stehen und himmelhohe Häuser.

Ein stiller Tag, wie jeder Sonntag hier heraußen. Die Sonne steht schief. Ihr Licht und die klare Luft künden den Herbst. Die alter Föhren vertrauen sich kaum zu wispern. Niederständig sind sie, verbogen die Äste, und die Zweige hängen.

Die Sandgrube. Läßt man die Beine über den Rand hauneln, sitzt es sich ganz gemütlich. Die Sonne schlägt voll herüber. Man zieht den Hutrand etwas herab und kurrat bald vor Vergnügen. In den Niesernbüschen ein Rascheln. Auf einmal ein Geschal. Schon gaukelt zwei Eistern über den Jungföhren, den hohen Pappeln zu. Draußen, über der Grube, auf dem schmalen Grasstreifen vor der Schonung, wird es lebendig. Hopp, hopp, hopp! Ein Rannichen. Vorsichtig äugt es nach allen Seiten, ehe es zu äßen beginnt. Die Jungen folgen. Ihre reinweißen „Blumen“ blitzen. Immer mehr huschen aus den Büschen. Ich zude kaum mit den Augen. Da kommen sie bis auf fünfzehn Schritte heran. In jedem Winter

werden Hunderte von ihnen weggeschossen, der nächste Herbst sieht ihre Zahl wieder voll.

Weiter steigt der Weg. Nach Falkenberg zu übersteigt man das ganze Land. Eben wie ein Tisch erscheint es, kreuz und quer laufen die von Pappeln gesäumten Wege. Der Blick wandert zurück. Unten in der Senkung wogt es wie ein grünes Roggenfeld: Eine Weidenplantage. Uebermannshoch, fingerstark sind die Auten emporgeschossen, oft zwölf aus einem Stod. Und ein ewiges Gezischel ist in dem Gewirr, dem Paradies der Fliegen.

Hinter mir schreit die heisere Stimme der Trambahnglocke, und ein surrendes Summen läuft durch die Leitung. Der Moloch Großstadt ruft seine Opfer. —

Geographisches.

— Das unerforschte Gebiet in Alaska. Die systematische Erforschung Alaskas datiert seit der Entdeckung der Klondike-Goldfelder im benachbarten Kanada. Im „Nat. Geogr. Mag.“, 1905, S. 251 teilt nun Alfred H. Brooks mit, welche Teile Alaskas heute noch als unerforscht gelten können. Es gibt deren nur drei von beträchtlicherem Umfang. Das kleinste umfaßt die schneebedeckte Saint Elias-Kette, die trotz ihrer meeresnahen Lage so unzugänglich ist, daß über ihre Geographie oder Geologie wenig bekannt ist. Ein zweites unerforschtes Areal liegt an der Küste des Eismeer und der kanadischen Grenze, es erstreckt sich südwärts bis ins Inland und umfaßt etwa 100 000 Quadratkilometer gänzlich unbekanntes Land. Der dritte „weiße Fleck“ findet sich im Nordwesten des Territoriums, westlich vom 151. Längengrad und nördlich vom 68. Parallel; er ist ebenfalls rund 100 000 Quadratkilometer groß und darf als fast ganz unbekannt gelten, wiewohl Schrader und Howard ihn am östlichen Rande durchzogen haben. Zu den wenig bekannten Gebieten gehört dann noch das Kuskoowimbecken, das gegen 40 000 Quadratkilometer umfaßt, davon ist mehr als die Hälfte noch nicht aufgenommen. — („Globe“.)

Medizinisches.

hr. Die Verhütung von Magenkrankheiten. Kein Organ des menschlichen Körpers ist mehr unmittelbaren Störungen ausgesetzt als der Magen. Sorglosigkeit und Unkenntnis sind dabei oft im Spiel. Wie jedes Organ, bedarf auch der Magen in seiner Verdauungstätigkeit der Ruhe. Er darf daher weder auf einmal zu stark oder gar zu oft in Anspruch genommen werden. Für Erwachsene genügen drei größere Mahlzeiten, zwischen die noch zwei kleinere Nebenmahlzeiten eingeschaltet werden können. Man muß sich immer klar sein darüber, daß kleinere Mahlzeiten den Magen nach drei, größere ihn erst nach sechs bis sieben Stunden verlassen. Sehr unweidmässig wäre es, dem Körper seinen Bedarf in einer einzigen Mahlzeit zuzuführen, denn eine derartige Ueberbürdung des Magens muß zu einer Ueberlastung und Ausdehnung führen. Das Sprichwort: „Gut gekaut, ist halb verdaut“ hat nach wie vor seine Berechtigung, und die schlechte Angewohnheit, die Speisen in großen Stücken herunterzuschlucken, ist nur zu oft die Ursache langwieriger und störender Magenkrankungen. Es muß daher von frühester Jugend an auf die Pflege des Gebisses ein großer Wert gelegt werden. Sehr wesentlich ist es auch, die Speisen in der richtigen Temperatur zu genießen; für die warmen Speisen ist dies die Körpertemperatur des Menschen. Hiergegen wird viel gefündigt, nicht nur die Nagenorgane, sondern auch der Magen selbst wird durch übermäßig heiß eingeführte Speisen und Getränke schwer geschädigt. Ähnlich in ihrer Wirkung verhalten sich eiskalte Getränke und Speisen, deren Nährwert auch noch dadurch herabgesetzt wird, daß sie dem Magen und somit dem Körper Wärme entziehen, die wieder neu erzeugt werden muß. In Amerika ist die verbreitete Unsitte, Eiswasser zu trinken, zweifellos die Ursache der dort so häufigen chronischen Magenkrankungen. Flüssigkeit, im Uebermaß genossen, erschwert die Verdauungstätigkeit des Magens, 2—3 Liter scheidet der Mensch pro Tag aus, und diese müssen in Speisen und Getränken ersetzt werden. Nach größeren Mahlzeiten bedarf der Körper Ruhe, weil das Blut nach den Verdauungsorganen strömt, das Gehirn dabei blutleer wird, und daher eine leichte Müdigkeit eintreten muß. —

Astronomisches.

en. Die Schattenbänder der Sonnenfinsternis. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen, die eine vollständige Verfinsternung der Sonne begleiten, sind die sogenannten Schattenbänder, lange schwarze Streifen, die durch weiße Zwischenräume getrennt, auf dem Erdboden oder auf den Wänden von Gebäuden kurz vor dem Eintritt und kurz nach dem Ende der vollständigen Verfinsternung erscheinen und sich mit reizender Schnelligkeit bewegen. Man kann sich vorstellen, daß diese Schattenbänder die Aufmerksamkeit jedes Beobachters auf sich ziehen müssen, trotzdem haben sie noch keine ausreichende Erklärung gefunden und werden auch bei der Finsternis am 30. August der Gegenstand weiterer Studien sein müssen. Dr. Notch hat in der „Nature“ ein Formular zu diesem Zweck veröffentlicht, das von den Beobachtern ausgefüllt werden soll. Es sind darauf anzugeben die Richtung der Streifen, die Richtung ihrer Bewegung, ihre Geschwindigkeit, die Breite der Bänder, die Größe der Abstände, die herrschende Windrichtung und die Zugrichtung der oberen Wolken, falls solche vorhanden sind. Wenn erst zahlreiche genaue Beobachtungen dieser Art vorliegen

werden, hofft Dr. Notch zu einer befriedigenden Erklärung der sonderbaren Erscheinung gelangen zu können. Wahrscheinlich sind die Schattenstreifen nicht wirkliche Bänder, sondern aus dunklen Flecken zusammengesetzt, die nur für das Auge in fortlaufende Streifen zusammenfließen. Die Beobachtungen während früherer Sonnenfinsternisse haben ganz widersprechende Ergebnisse geliefert, und deshalb kommt es Dr. Notch darauf an, daß möglichst viele zuverlässige Personen innerhalb der ganzen Zone der diesjährigen Finsternis den Schattenbändern eine gewissenhafte Aufmerksamkeit zuwenden. Das kann um so leichter geschehen, als keine besonderen Instrumente dazu nötig sind. Am meisten wird es sich empfehlen, an dem Beobachtungspunkt ein weißes Tuch auf den Boden zu legen und außerdem mehrere 4—6 Fuß lange Stöcke in Bereitschaft zu haben. Etwa drei Minuten vor dem Eintritt der vollständigen Verfinsternung muß sich der Beobachter mit dem Rücken gegen die Sonne in die Nähe des Tuches stellen. Sobald auf diesem Streifen oder dunkle Flecke sichtbar werden, ist ein Stod in ihrer Längsrichtung auf den Boden zu legen, dann ein zweiter in der Bewegungsrichtung der Streifen. So lange die vollständige Finsternis dauert, kann sich der Beobachter dann anders beschäftigen, obgleich es nicht ausgeschlossen ist, daß auch während dieser Zeit ähnliche Schattenbänder auftreten. Jedenfalls muß er kurz vor Schluß der vollständigen Verfinsternung wieder auf seinem Posten sein, und zwar am besten vor einem zweiten weißen Tuch, um dort dieselben Bestimmungen vorzunehmen. Die Stöcke müssen an ihrer Stelle liegen bleiben, bis wieder volles Tageslicht eingetreten ist, und dann sollte ihre Lage sorgfältig mit einem Kompaß oder noch besser mit einem Theodoliten nach der Himmelsrichtung ermittelt werden. Vollkommene Genauigkeit wird immerhin kaum zu erreichen sein, da die Bänder ziemlich schwach und nicht scharf abgegrenzt sind. Besonders schwierig ist die Geschwindigkeit ihrer Bewegung zu messen. Die bisherigen Schätzungen haben zwischen der Geschwindigkeit eines laufenden Mannes und der eines Schnellzuges geschwankt. Die Breite der Schattenbänder und ihre Abstände können am besten dadurch festgestellt werden, daß auf dem weißen Tuch durch Nähte oder in anderer Weise bestimmte Längen markiert sind. Nach früheren Beobachtungen pflegen die Streifen etwa 10 Zentimeter breit und von gleich großen Abständen getrennt zu sein. Auch weitere Bemerkungen, ob die Bänder z. B. eine Farbe aufweisen, ob sie gerade oder wellig verlaufen, ob ihre Zusammensetzung aus einzelnen Flecken erkennbar ist, ob sie flackernd erscheinen oder nicht, können gleichfalls von Wert sein. Noch wichtiger wäre es, wenn es gelänge, sie zu photographieren. —

Humoristisches.

— Angewandte Kunst. „Liebe Ella! Ich danke Dir herzlich für das reizende Hochzeitsgeschenk. Wenn Du mir wieder schreibst, vergiß, bitte, doch nicht mir mitzuteilen, wozu man es am besten verwenden könnte!“ —

— Strenge Erziehung. „Hören Sie die Nachtigall im Gebüsch, Fräulein Irma?“
„Ach gehen wir!... Mama hat gesagt, dazu war' ich noch viel zu jung!“ —

— Im Zoologischen Garten. Fischen: „Ach Fräulein, ist das junge Rhinoceros aber häßlich!“

— Gouvernante: „Das ist gleich, Kind — wenn es nur brav und folgsam ist und sich ein reines Herz bewahrt hat!“ —

— Beleidigt. Wirt (zu seiner Frau): „Heut legt mir so a' Stadtfrad, wie er zahlt, zehn Pfennig' Trinkgeld hin... na, den Blick, den ich dem zug'worfen hab', wie ich die zehn Pfennig' eing'steckt hab'!“ —

(„Liegende Blätter.“)

Notizen.

— „Andreas Böst“, ein Bameruwan von Ludwig Thoma, ist soeben bei Albert Langen in München erschienen. —

— Die höhere technische Anstalt in Rötthea soll in eine vollberechtigte technische Hochschule umgewandelt werden. —

— Die erste Novität des Deutschen Volkstheaters in Wien ist das vieraktige Volksstück „A g'sunde Person“. Als Verfasser wird Karl Brandtner genannt. —

— Die Nationalgalerie will Menzels „Balljouner“ ankaufen. Das Gemälde befindet sich im Privatbesitz und soll 200 000 Mark kosten. —

— Die Nationalgalerie in London hat John Bisslers berühmtes Bild „Nocturne“ geschenkt erhalten. John Ruskin bezeichnete dieses Bild seinerzeit als „einen der Dessenlichkeit ins Antlitz geschleuderten Farrentopf“. —

— Vom Bodensee wird der „Fels. Bzg.“ das massenhafte Auftreten des Borkenkäfers gemeldet. Besonders in den Pfüllendorfer Waldungen seien die Verheerungen groß. —

c. Der Titicacasee, der 3854 Meter über dem Meerespiegel liegt und der höchste schiffbare See der Welt ist, soll binnen kurzem als Kraftquelle für die südlichen Eisenbahnen Perus und für die Erzeugung von Elektrizität zu Beleuchtungs- und anderen Zwecken ausgenutzt werden. Der Ingenieur Emil Guarini hat bereits im Auftrage der peruanischen Regierung die Wasserkraft des Sees geprüft. —